

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geuzel.

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Rachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 51

Sonntag, den 14. November 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. November: Josaphat. **Montag**, 15. November: Gertrud.
Dienstag, 16. November: Albert der Große. **Mittwoch**, 17. November:
Florinus. **Donnerstag**, 18. November: Odo. **Freitag**, 19. November: Elisabeth.
Samstag, 20. November: Fely von Balois.

25. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 13, 31—35.

In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkornlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte. Dieses ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß auch die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarag, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund auf tun in Gleichnissen und All aussprechen, was vom Anbeginne der Welt verborgen war.

*

Friede ernährt, Unfriede verzehrt! Wenn der Pfarrer auf der Kanzel dieses Wort sagte oder in der Unterhaltung darauf zu sprechen kam, oder in der Erzählung des Sonntagsblattes dieses Thema behandelt wurde, dachte jedermann im Dorf umwillkürlich an den Hannarm in seinem einsamen Haus am Rhein. Hannarms Haus stand so dicht am Rhein, daß der Leinpfad zwischen Haus und Wasser kaum Platz hatte. Aber so weit und breit die Fernsicht war, die der Hannarm und seine drei Töchter von ihrem Hause auf den Rhein aufwärts und abwärts genießen konnten, daß sie jedermann um ihr schönes Heim beneidete, so unglücklich und traurig gings im Innern zu. Wer an dem Hause vorbeikam, hörte den ganzen Tag fast nur poltern, lärmern und fluchen. Rauf und Streit waren an der Tagesordnung. Jedes ging seinen Weg und fragte nichts nach dem anderen. So mußte also „Unfriede verzehrt“ wahr werden. Die Arbeit in den Weinbergen wurde nur mehr Haß geschafft. Die Weinberge verlamen und brachten natürlich keinen Ertrag mehr. Und als sie sahen, daß die Arbeit vergebens war, ließ man sie ganz liegen, und das Unkraut überwucherte den Boden, so daß er aussah, wie der Angert hinter der Kirche im Frühjahr. Das wurde ganz anders, als Ranne, die älteste Tochter, dem Vater einen Schwiegerohn zuführte. Man wunderte sich, daß es der Mann gelungen war, in dieses verworrene, unfreundliche, von wüsten Reden widerhallende Haus einen Mann zu bringen. Er war nicht aus der Nähe; drüben von der anderen Rheinseite, weit unterhalb stand seine Heimat. Die Bewunderung stieg noch mehr, als das Lärmen und Schreien im Hause immer mehr schwand und ein freundlicher Ton in den Verkehr untereinander und mit den Dorfbewohnern kam. Als einige Jahre um waren, stand der Hannarm wieder geachtet und geehrt bei den Leuten, und seine Stöcke hingen alle Jahre voll Trauben; die Familie war gerettet. Der junge Schwiegerohn war der Sauerteig geworden, der alles durchsäuerte, der die Gewissen schärfte, Achtung und Ehrfurcht vor Gottes Gesetz in die Familie brachte, der durch sein stilles, unauffälliges Walten eine eindringliche Predigt war und damit den Umschwung herbeiführte.

Daß sich doch in jeder Familie eine Seele fände, die wie ein Sauerteig wirkte, alles belebend, alles befruchtend mit guten Bedenken und Anregungen, und alles durch die Macht des Beispiels mit sich fortziehend. Es ist nicht immer Vater und Mutter oder sonst eine fromme Seele im Hause, die der Schutzgeist der Familie ist. In vielen Fällen ist der Sauerteig der Familie nur ein kleines Kind. Wenn es auch erst einige Worte stammeln kann, so ist es doch imstande, durch seine bloße Gegenwart als ein ständiger Mahner zum Guten auf die Familienangehörigen zu wirken.

Gibt es etwas Lieblicheres, Anziehenderes als ein Kind in der Unschuld und Einfalt seiner jungen Lebensjahre? Und wenn so ein junges Menschenkind mitten in der Familie drin steht, ein Glied, und zwar ein wertvolles, hochgeschätztes Glied der Familie bildet, da gruppiert sich alles Leben, Denken und Sorgen

um dieses Glied. Vater und Mutter werden aus der Nähe des Kindes alles verbannen, was ihm zum Unheil werden könnte. Schlechte, gewissenlose, leichtfertige Reden müssen verstummen, und die Nähe des Kindes wird so zu einem Heiligtum, zu einem geweihten Ort des Hauses, und jedermann hütet sich, mit rauher Faust in dieses Heiligtum einzugreifen und seine Weihe zu verlegen.

Das Wirken des Kindes als Sauerteig der Familie ist so allgemein anerkannt, daß die Gattin mit ihrem geheimen Kummer wegen des Betragens ihres Gatten ihre letzte Hoffnung auf Gesinnesänderung darauf setzt, daß ihre Ehe gesegnet werde und ein Kind das Interesse des Mannes in Anspruch nehmen möge. Und auf der andern Seite, wenn der Mann Grund hat, unzufrieden zu sein mit der zerfahrenen Wesen der Frau, wenn diese keine Freude findet an Hauswesen und Häuslichkeit, dann mag er wohl an die kommende Zeit denken, wo die Schritte eines Kindes Stube und Kammer durchwandern und sein Jauchzen durch die gewohnten Räume geht. Vielleicht findet sich dann die Frau zu ihrer Pflicht wieder zurück. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!“ Dieses unschuldige, arglose, ehrliche, aufrichtige Wesen eines Kindes, das ist, was Jesus den Menschen anbefiehlt. Überall findet dieses Wesen Bewunderung und Nachahmung, ob es sich bei einem Kinde findet oder bei einem Erwachsenen.

Ein gutes Wort, eine gute Tat wirkt wie der Sauerteig. Der Anfang eines charaktervollen, mutigen Lebensweges liegt oft im Verborgenen, nicht tief versteckt, sondern mehr an der Oberfläche, bereit, jeden Tag hervorzubrechen und sich zu entfalten. Meinnut, Verzagtheit, Menschenfurcht und ähnliches hält es noch zurück. Aber sobald das Beispiel gegeben ist, sobald ein anderer das Zeichen gegeben hat und die Fahne voranträgt, sofort wird das Leben geweckt und mutig gehts hinter der guten Tat, hinter dem tapferen Wort hinaus an die Front der Dessenlichkeit und reißt hundert andere im Sturme mit, die sich sonst nicht hervorgewagt hätten. Mit Bewunderung und Stolz sehen wir jetzt, daß durch den Krieg so manches gute Wort, so manche brave Tat geschehen ist, die so viele andere im Gefolge hatte, draußen in der Front sowohl wie drinnen in der Heimat. Ich spreche hier besonders von der religiösen Tat des Sakramentempfangens. Und wenn die Friedensglocken läuten und die Schar der Wackeren kehrt heim in den Schoß der Familie, dann erwarten wir zuversichtlich, daß der Sauerteig des guten Beispiels, das sie draußen im Angesichte des Feindes gegeben haben, hier weiter wirken und alles erfassen möge, was bisher noch kalt und ablehnend der religiösen Erneuerung gegenüberstand.

Die heiligmachende Gnade — ein Sauerteig! Es gibt kaum eine Lehre unserer heiligen Religion, die so tröstlich und wahrhaft befestigend wirkt wie die Wahrheit: Die Gnade der Heiligung erhebt die kleinste unscheinbarste Handlung zu einer Höhe, daß sie Mehrung der himmlischen Seligkeit einträgt. Diese Lehre hat einen stark sozialen Einschlag, d. h. sie verfährt die sozialen Gegensätze mit einander aus, indem sie den Staubgeborenen der gewaltigen Schätze des Reiches Gottes teilhaftig macht, so daß der Begüterte nichts voraus hat und der Proletarier aus eigener Macht eine hohe Stellung sich erringen und festhalten kann.

Laßt uns, ein jeder in seinem Kreise, ein Sauerteig sein, durch Wort und Tat; laßt uns den Sauerteig der heiligmachenden Gnade in unserm Herzen festhalten, daß er reiche Früchte zeitige.
Bpo.

Bebet, Arbeit und Hoffnung!

Drei Dinge sind's, die auf dem Lebensmeer
Mein Schifflein wacker durch die Fluten tragen;
Drei Dinge schützen treu mein Fahrzeug mir,
Wenn turmhoch auch die wilden Wasser schlagen.

Gebet, Arbeit und Hoffnung heißen sie,
Die immer voll die weißen Segel schwellen,
Die immer frischen Schaffensmut verleih'n
Und zeigen klar den Weg durch Bog' und Wellen. —

Ist spiegelglatt die weite, weite See,
Treibt schnell den Kahn voran ein freundlich Wehen;
Dann dringt aus froher Brust ein Dankgebet;
Für schlimme Zeit um Kraft ein heißes Flehen;

Und rast der Sturm und zuckt der grelle Blitz,
Und will im Sturmgeheul mein Schiff versinken,
Dann ruf' ich lauter noch um Mut und Kraft;
Bis droben still die Sterne wieder blinken. —

Doch: „Schaffen!“ heißt es auch auf schwerer Fahrt;
Will ich in sicherem Hafen einstens landen.
Drum auf! Die Hand am Steuer sonder Raft;
Sonst könnte ach! — mein Kahn mir jähling's stranden!

So soll denn Hand und Auge nimmer ruh'n,
Bis ich am Heimatstrande ausgestiegen:
An diese Pflicht mahnt mich so manches Braut;
Ich seh's auf öder Klippe mahnend liegen! —

Die Hoffnung ist mein lichter Angelstern,
Der früh am Morgen löst die Augenlider,
Der spät am Abend raunt den letzten Gruß;
Der freundlich blinkt in Segen auf mich nieder.

Vor allem in der schwarzen Winternacht:
Da scheint er heller mir, daß nicht zerschelle
Am Felsenriff mein schwanker, kleiner Kahn;
Er zeigt den Weg zu sicherer Ankerstelle. —

Wagt nah der Hafen schon? Wagt er noch fern? —
Arbeit, Gebet und Hoffnung laß ich nimmer!
So fahr' ich denn getrost, weiß mich geborgen
Und lande froh einst im Verklärungsschimmer.

P. S. B. O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Brautmesse.

Religion ist die Verbindung zwischen Gott und Menschen. Diese Verbindung, die so mannigfaltig ist, die ihren Einfluß auf so viele Aeußerungen des geistigen und geistlichen Lebens, selbst auf manche Aeußerung des leiblichen Lebens ausdehnt, soll von der durch Christus gestifteten Kirche geknüpft, erhalten und gekräftigt, und, wenn sie zerrissen, wieder hergestellt werden. Die Kirche ist dieser ihrer segensreichen Aufgabe stets nachgekommen. Sie hat vor allem in die so notwendige wie große und bedeutungsvolle Aufgabe, das Menschengeschlecht zu erhalten und zu erziehen, ihren ganzen Gnadeneinfluß hineinzulenken versucht. In ihr ist diese Aufgabe mit dem Glanze, der Ehrwürdigkeit und dem Gnadenreichtum eines Sakramentes umgeben, in ihr allein ist die Ehe geadeht, geheiligt und gefestigt worden. Kein Wunder, daß die Kirche deshalb den Beginn des christlichen Ehelebens vor die Altäre gebracht, daß sie den Empfang dieses Sakramentes mit der Feier des hl. Opfers vereint wünscht, und daß sie ein eigenes Messformular geschaffen, um in herrlich erhebenden Gebeten den Segen auf das Jawort zweier glücklichen Menschen herabzulassen, um aber auch in diesen gedankenvollen Bitten den Brautleuten Leitgedanken, Lebensnormen für die kommenden Tage mitzugeben. Deshalb sollen die Wechselgesänge der Brautmesse erklärt werden; denen, die noch an den Altar treten werden, mögen diese Zeilen ein mahnendes Priesterwort für den wichtigsten Tag ihres Lebens sein; denen, die diesen Schritt schon getan, sollen sie eine mahnende Erinnerung sein an gefasste Entschlüsse, die erneuert, neuen Segen auf ihr Zusammenleben ausströmen.

Der Introitus heißt: „Der Gott Israels vereine euch, und er set mit euch, der sich über die beiden Einzigen (Kinder: Tobias und Sara) erdarmt hat; und nun, Herr, gib ihnen, daß sie noch vollkommener dich preisen! Pf. Selig alle, die den Herrn fürchten, die auf seinen Wegen wandeln. Ehre sei usw. Der Gott Israels usw.“ Wenn sich zwei Menschen in wahrer und reiner Liebe zusammenfinden und nun am Altare sich nach christlicher Zusage die Hände reichen, dann wünscht ihnen jedes Herz, das treu und gut mit diesen Glücklichen fühlt, daß Gott diese Stunde für sie zur Quelle reiner Freude, inniger Liebe, unvergänglicher Treue und himmlischer Gnaden werden lasse. Die Kirche spricht durch ihren Stellvertreter zu Anfang der Brautmesse den gleichen Wunsch aus, und zwar als Mutter, die zugleich die Vermittlerin unaussprechlicher Himmelsgüter ist. Sie wünscht ihren Kindern den Segen jenes Gottes, der einst zwei fromme und reine Menschen zusammenführte — fast wunderbar — der sie außerordentlich begnadigte und durch ein überglückliches Familienleben zur ewigen Vereinigung in der ewigen Heimat führte. Diese beiden Musterraaten machten sich aber auch des ganz besonderen Schutzes Gottes würdig, dadurch, daß sie dankerfüllten Herzens das Große und Herrliche in ihrem Leben Gott zuschrieben. Ihr Gebet um weiteren Himmelschutz wurde durch dies Gefühl der Dankbarkeit immer vollkommener und wirksamer; so wurden sie dann auch selbst immer vollkommener und mehr in der Furcht des Herrn begründet. So wandelten sie dann auch als Eheleute den Weg des Herrn mit immer größerer Bereitwilligkeit, legten dadurch aber auch die einzig festen Grundlagen für zeitliches und ewiges Wohlergehen. Ihr Familienleben wuchs immer mehr zu einem Bilde von unbeflecklichem Zauberaus, das uns das Graduale zeichnet: „Dein Ehegemahl ist wie ein fruchtbarer Weinstock an deines Hauses Wänden. Deine Söhne wie des Delbaums junge Zweige rings um deinen Tisch. Alleluja, Alleluja! Es sende euch der Herr Hilfe aus seinem Heiligtume, und von

Sion aus beschütze er euch. Alleluja!“ — Der Zweck der Ehe ist die Erhaltung des Menschengeschlechtes. Erst wenn das erste Kind dem frohen Vater in den Arm gelegt wird, während die glückliche Mutter voll Dank gegen Gott auf Gatten und Kind schaut, sieht man den vollen Segen in einem christlichen Hause; dann ist das heilige Band ganz fest geknüpft. Und wenn dann eine ganze Reihe gesunder, reiner und braver Kinder mit der echt christlichen Mutter um den schaffenden Mann herumsteht — verlangend, aber auch gebend! — dann haben wir das überirdisch schöne Bild einer christlichen Familie. Auf sie muß der Herr von seinem Heiligtume mit Wohlgefallen, voll Segen herabschauen; diesen kleinen Kreis lieber, gottesfürchtiger Menschen muß er besonders schützen; sie darf er nicht verlassen, ihnen muß er doppelt Gott und Vater sein. Diesen Wunsch der Kirche, den sie durch das Graduale ausspricht, finden wir im Traktus und den Allelujaversen der Ofterzeit wieder. Sie lauten: „Siehe, also wird gesegnet jeder Mann, der den Herrn fürchtet. Es segne dich der Herr aus Sion und lasse dich sehen die Güter Jerusalems alle Tage deines Lebens. Und lasse dich sehen die Kinder deiner Kinder: Friede über Israel!“ — „Alleluja, Alleluja! Es sende euch der Herr Hilfe aus dem Heiligtume, und von Sion aus beschütze er euch. Alleluja! Es segne euch der Herr aus Sion, der Himmel und Erde gemacht hat. Alleluja!“

Der Priester erhebt die hl. Opfertafel, um sie für die Brautleute darzubringen, dazu spricht er, gleichsam diese vertretend: „Auf dich, o Herr, hoffe ich und sage: Mein Gott bist du, in deinen Händen ist mein Schicksal!“ Das Leben, das heute so sonnig für die beiden Menschenkinder beginnt, hat auch ernste Pflichten für sie aufbewahrt. Dester wohl steigt am Himmel ihres Glückes ein düsteres Gewölk auf; Sorgen aller Art schleichen in ihre Tage; auch ihr Leben bleibt ein Ringen und Kämpfen auf fluchbeladener Erde. Aber wenn sie in den Gefinnungen, wie sie das Offertorium enthält, dieses Kampffeld betreten, es mit den gleichen Gefinnungen auch durchschreiten, dann wird ihnen alles Dunkle lichter, alles Schwere leichter werden. Sie werden in unwandelbarer Treue gern das zusammentragen, was der Himmel schickt, und vor allem in dem Gedanken, daß ihr Schicksal in Gottes liebender Hand liegt, wohlgenut der Zukunft entgegengehen. Sie werden sich in Gott immer wieder aufrichten, in Gott sich wieder zusammenfinden, wenn eine prüfende Stunde sie einmal ein wenig trennt. Das Wort: „Mein Gott bist du!“ sollten Mann und Frau über jede ihrer Sorgen, jede ihrer Freuden, über jeden Tag und jede Stunde setzen, dann würde sie das Leben niemals niederdrücken, dann würden sie froh zusammen dieses Tal der Tränen durchwandern, hinauf zu den Höhen der ewigen Vollendung und des ewigen Glückes.

Der Kommunionvers: „Siehe, also wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet. Der Herr lasse dich sehen die Kinder deiner Kinder: Friede über Israel!“ begegnete uns schon im Traktus; zur Kommunion gesungen, hat er eine besondere Bedeutung. Gerade die hl. Eucharistie ist für den christlichen Ehestand eine Quelle unendlichen Segens. Wenn sich Mann und Frau vor dem Tabernakel im Gebete oder im Empfang der hl. Speise öfter vereinen, werden sie nicht nur leicht die Furcht des Herrn bewahren, sie werden auch doppelt die Früchte dieser Furcht ernten: hier unten ein langes, glückliches Zusammenleben, verklärt von einer Kinder- und Enkel-schar, die nur Freude bereitet; dann ein Frieden, der als köstlichstes Gut sie selbst und ihre Umgebung beglücken wird, und der droben dann in den ewigen Frieden übergeht. Wie würde sich der Segen des allerheiligsten Sakramentes über die christlichen Ehegatten ergießen, wenn sie mehr vor dem Tabernakel knieten, mehr aus den Quellen des Heilandes schöpfen — vor allem in der täglichen und öfteren Kommunion!

Daß doch die Auffassung, die die Wechselgesänge der Brautmesse offenbaren, immer mehr die Auffassung aller christlichen Ehegatten über ihren Stand würde! Welch ein Segen wäre das für Staat und Kirche!

P. S. B. O. F. M.

Die hl. Elisabeth — die erste deutsche Tertiarin

(19. November.)

Sie öffnete ihre Hand dem Armen, und streckte ihre Hände nach den Dürftigen aus. (Sprichw. 31. 20.)

In dem Jahre, wo in Assisi St. Franziskus von der Welt sich zu Gott wandte mit dem ganzen Heroismus seines großen Herzens, wurde in Ungarn ein Mägdlein geboren, das einmal des begeisterten Armen geistliche Tochter, die erste deutsche Tertiarin werden sollte. Dieses Mägdlein ist St. Elisabeth, die liebe deutsche Heilige.

Die Eltern der hl. Elisabeth waren der Ungarkönig Andreas II. und die deutsche Fürstin Gertrud von Andechs. Schon mit fünf Jahren wurde das schöne Kind dem Sohne des Land-

grafen Hermann von Thüringen zur Gemahlin bestimmt und von einer glänzenden Gesandtschaft auf die Wartburg gebracht, wo sie mit ihrem künftigen Gatten nach damaliger Sitte erzogen werden sollte.

Der Schmerz der Trennung vom Vaterhause und das Einleben in der Fremde lehrten den Stun der Heiligen früh Gott zu. Die Liebe zu Gott, die sich im trauten Gebetsverkehr offenbart, und die Liebe zum Nächsten bildeten bald die hervortretenden Charakterzüge der jungen Fürstentochter. Das Leben auf der Wartburg war glanzvoll und heiter; die kleine Elisabeth nahm im Gehorsam an allen ehrbaren Spielen und Vergnügungen Anteil, ihr Herz weilte aber auch in den Stunden der Erholung bei Gott. Die Landgräfin Sophie und deren Tochter Agnes sahen das stille, weltferne Wesen Elisabeths wohl ungerne. Die stolzen, augendienerischen Höflinge mißachteten deshalb die Heilige, die aber an dem Landgrafen und ihrem Bräutigam stets eine feste Stütze hatte. Als Landgraf Hermann gestorben war, suchte man den jungen Fürsten zu überreden, seine Verlobte heimzuführen und sich eine lebensfrohe Gattin auszusuchen. Doch Ludwig lehnte solch ein unwürdiges Ansinnen mit Entschiedenheit ab und vermählte sich, 1218 Landgraf geworden, drei Jahre später mit Elisabeth. Die Hochzeitsfeier wurde mit ungeheurer Pracht gefeiert; die liebliche Erscheinung der jungen Fürstin machte auf alle einen tiefen Eindruck. Die Gatten liebten sich in inniger Liebe, nannten sich nur Bruder und Schwester; sie lebten miteinander in völliger Uebereinstimmung und fühlten um sich ein reines, unendliches Glück.

Wie die Heilige im Brautstande allen ein Vorbild gewesen, lebte sie auch als Gattin, Mutter und Hausfrau so, daß sie stets der deutschen Frau als Muster voranleuchten wird. Dem Manne zulieb trug sie kostbare Kleider, besuchte sie die rauschenden Feste; bei Tische war sie stets an seiner Seite und selbst auf kleinen Reisen und der Jagd begleitete sie ihn. Den vier Kindern, die Gott ihnen schenkte, war sie eine Mutter in des Wortes vollster Bedeutung — eine heilige Mutter. Als Hausfrau regte sie in unermüdlicher Arbeit die Hände; sie selbst spann Woll- und Flinnzeug, sie selbst stand am Herde, besonders, wenn es galt den leidenden Mitmenschen zu helfen. Dann scheute sie keine Beschwerde, kein Unwetter; in die ärmsten Hütten, in die dürftigsten Wohnungen und in die un dankbarsten Hände legte sie am liebsten ihre Wohlthaten.

1227 bereitete Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug vor; auch Landgraf Ludwig nahm das Kreuz. Elisabeth nahm mit den düstersten Ahnungen Abschied von ihrem heiligeliebten Gatten, den ihr der Tod schon am 11. September entreißen sollte. Die zwanzigjährige Witwe trug den fürchtbaren Schmerz mit heldenhafter Gottergebenheit. Die nächsten Verwandten, vor allem ihr Schwager Heinrich Raspe, die ihr das Schwere hätten tragen helfen sollen, luden ihr noch Schwereeres auf. Sie ruhten nicht eher, bis Elisabeth mit zwei treuen Dienertinnen und den vier kleinen Kindern die Wartburg verließ. Die heimkehrenden Mannen ihres Gemahls zwangen den herzlosen Schwager, das Unrecht wieder gut zu machen. Doch die Heilige wollte in den fürstlichen Glanz nicht wieder zurück. Nachdem sie für ihre Kinder mütterlich gesorgt, bezog sie ein armes kleines Haus in Marburg, das ihr als Witwengut zugewiesen war, um ganz ihrem Gotte, der eigenen Seele und dem Nächsten zu leben. Ihr Beichtvater, der strenge Welt-priester Konrad, leitete sie hier zu den höchsten Höhen christlicher Selbstentäußerung empor.

Am Karfreitag 1229 oder 30 legte sie in der Franziskanerkirche die Profess auf den Dritten Orden des hl. Franziskus ab — die erste deutsche Tertiaria! Der Geist des großen Heiligen ruhte schon damals in seiner ganzen Fülle auf ihr; zum Lohne ihrer Tugend und zur Aufmunterung sandte ihr Franziskus seinen Mantel. Wie ihr Ordensvater suchte auch sie immer mehr im Dienste Gottes und des Nächsten aufzugehen; wie Franziskus suchte auch sie, immer mehr von der Welt frei und von Gott erfüllt zu werden; auch ihr Wahlspruch wurde Tag für Tag mit mehr Wahrheit das: „Mein Gott und mein alles!“

Meister Konrad, der ihre hl. Leidenschaft im Gutesinn kannte, verbot ihr schließlich sogar das Almosengeben, trennte sie von den treuen Dienerinnen und den lieben Kindern. Elisabeth ging auch in diesen harten Prüfungen auf ihres Führers Absichten ein, und wurde so, von der Erde losgelöst, ein echtes Franziskuskind, das singend seinem Heiland entgegenste — am 19. November 1231.

Raum hatte die Heilige die Augen fürs Diesseits geschlossen, da begann schon ihre Verehrung. Gott verherrlichte sie durch so viele Wunder, daß sie schon vier Jahre nach ihrem Tode Papst Gregor IX. auf die Altäre erhob. Kaiser Friedrich II. trug bei der feierlichen Erhebung ihrer Gebeine selbst den kostbaren Sarg, und über ihrem Grabe erhob sich die herrliche Elisabethkirche, ein Juwel deutscher Baukunst.

Wohl zu keiner Zeit kann die liebe heilige Elisabeth der deutschen Frau so sehr Vorbild sein als gerade in unserer schweren Kriegszeit. Den Kriegswitwen ruft sie zu: „Tragt euren Schmerz wie ich mit Mut und Gottergebenheit; droben bei Gott gibt's ein Wiederseh'n für euch und euren Lieben!“ Den deutschen Frauen aber, die der Krieg mit dem Schwersten verschont, und die wie sie über die Mittel zum Wohltun ver-

fügen, sagt sie: „Lindert des Nächsten Not, aber mit warmem Herzen und weichen Händen, im Hinblick auf den, der allein wahrhaft tröstet und wahrhaft großmütig lohnt!“

Wohltun ist Frauensache!

P. S. B., O. F. M.

Zur rechten Zeit

Von A. Altenburger.

Es war schon spät. Aus der dumpfen Wirkstube trat ich hinaus in die kühl: Nachtlust. Sie wehte mir um die glühende Stirn, die drinnen im Kreise roher Gefellen und bei wässen Scherzen heiß geworden war.

Wohin? — Nach Hause? In meine einsame, kalte Stube — um mich schlaflos den Rest der Nacht auf dem Bette herumzuwälzen, die nagende, wiedererwachende Reue in der Brust, das fiebernde Denken in der Stirn?

Nein, nein! — Da war es hier draußen doch noch besser. Einerlei wohin.

So ging ich, wohin mich der Zufall führte, durch einige Straßen. Aber mich störten die hallenden Schritte der wenigen Menschen, welche an mir vorbeizogen. Sie klangen mir wie mahnende, erkerbende Rufe: „Rehe um! Rehe um!“ Ich wollte sie nicht mehr hören und bog in eine kleine Nebengasse ein. Wie still es hier war! — Wie einsam! — Wie schön! Kein Licht — kein Ton. . . .

Ich ging langsam weiter. Da, doch noch ein Licht, ein Ladenfenster! Wie merkwürdig! Ich trat näher. Durch die trübe Scheibe eines kleinen Fensters blinkte der Schein. Es war ein Trödlerladen — alte Kleider, alte abgebrauchte Sachen lagen im Fenster.

Ich lachte plötzlich hell auf, der Wein stieg mir zu Kopf. „Alles, abgebrauchtes Möbel“ — lachte ich vor mich hin, „da geh' hinein, leg' dich zu dem Kram, dazu paßt du“.

Ich näherte mich dem Fenster halb neugierig, wer da drinnen noch wach sein mochte. Es war nicht vergeblich. Im Hintergrunde des niedrigen Gemaches sah ein Weib und las in einem Buche. Ich konnte sogar erkennen, daß es ein altes, abgegriffenes Buch war.

Mechanisch fast versuchte ich, die Tür zu öffnen, welche an das Fenster stieß. Sie war offen. Ich griff im Dunkeln nach links und stand in dem Raum.

Die Frau fuhr bei dem Geräusch auf. „Wer ist da?!“ — „Was wollt Ihr?“ stieß sie erschreckt hervor. Ich stand ungeschlüssig, was ich sagen sollte.

„Entschuldigen Sie,“ jagte ich dann, „ich sah hier noch Licht — ich bin Liebhaber von alten Bildern.“ Die Frau war furchtsam zurückgewichen, soweit es der mit Gegenständen aller Art vollgepfropfte Raum zuließ, und sah mich aus ihren abgehärteten Zügen an.

„Geht, geht,“ flüsterte sie dann, „was wollt Ihr hier?“

Ich hatte meine Augen abwenden müssen und sie waren auf einige alte Bilder zur Seite gerirt.

„Kann ich dies einmal sehen?“ fragte ich und griff nach dem ersten besten Bilde.

Sie ließ es geschehen und sagte nichts mehr. Ich sah nieder auf das Bild. Erkennen konnte ich im ersten Moment nichts, nur einen dunklen Fleck, hier und da etwas Lichter.

Da flackerte das Licht auf. Und ich packte das Bild — und sah — und sah — als wollte ich es verschlingen und starrte darauf — was war das! — Mein Gott! was war das?!

„Geht mir das Bild,“ schrie ich fast auf, und schon habe ich meine Börse hervorgezogen, ihren Inhalt ausgeschüttet; dann wandte ich mich und ging hinaus, all' meine Gedanken jagten in wildem, regellosem Spiel.

Dals im Traum hörte ich hinter mir ein angstvolles Fragen, das war die Frau, die mich für wahnsinnig halten mußte, hörte noch, wie sie mir nachsah. — Aber schon war ich die Straße hinunter, immer weiter nach Hause, vom Sturmwind getragen, das Bild fest an meine Brust pressend.

Die Straße hinab, jetzt rechts eingebogen, und dann stand ich vor der Tür meines Hauses. Um die Ecke blies ein jäheidender Wind, er machte meine Hände erstarren, die in rasender Ungebul den Schlüssel suchten. Wie im Fieber stürzte ich die Treppe hinauf, zündete ich die Lampe an, und alles, was ich an Lichtern fand.

Und dann stand ich in der Mitte des Zimmers, hoch aufatmend, und das Bild drückte ich an meine leuchtende Brust. Aber nur eine Minute. Dann stellte ich es auf den Schreibtisch — und nun zum zweiten Male sah ich es an, lange, durchdringend, atemlos, als könnte ich es Linie für Linie in mich auffangen.

Das Zimmer war fast taghell erleuchtet, und immer klarer traten die Züge des alten Mannes, den es darstellte, mir entgegen.

Aber auch in mir wurde es klarer: Wehmut und Reue über Verlorenes, und Jubel über Wiedergefundenes, tausend ich aus der Nacht der Vergessenheit aufblühende Erinnerungen an Längstvergangenes — das flutete und wogte alles durch meine Seele, und je mehr sie die stillen, milden Züge in sich aufnahm, desto mehr lauterte sie sich.

Denn ich kannte die Züge, kannte den Mann, dem sie angehörten. — Es war ein alter, geliebter Lehrer.

Vater, Lehrer, Freund — was war er mir nicht gewesen! Was hatte er mir nicht gegeben, das er selbst besaß! Alles, alles, und wie reich war er gewesen! Ich fühlte es erst in jenem Augenblicke.

Und ich fühlte noch mehr! Mit innig süßem, unaussprechlichem Glücke fühlte ich, daß ich selbst reich war.

Die Peere war geschwunden, die fürchtbare Oede, die jahrelang in mir gewesen war, alle die Jahre, in denen ich mich von der Woge des Lebens hatte schlemmern lassen, hierhin und dorthin, in denen ich mein Glück darin gesucht hatte, mich selbst zu vergessen, in denen ich unglücklich gewesen war, weil ich es nicht gekannt hatte.

Alles Bild! Wie es mich ansah, so traurig, so ernst. . .

Der Veteran

Von Henriette Breh.

„Nein, mit dem alten Peters ist schon gar kein Umgehen mehr, seit der Krieg ausgebrochen ist“, klagte Schwester Andrea der Oberin. „Tag und Nacht träumt er nur von Krieg und Sieg und ist todunglücklich, daß er nicht dabei ist. Der alte Mann ist trotz seiner siebzig Jahre noch so rüstig und könnte noch lange mitgehen, das bißchen Herzleiden täte ihm nichts. Aber er reißt sich auf vor lauter Aufregung. Wenn das so weiter geht . . .“ Sie zuckte die Achseln.

„Ja, ja, das alte Kriegerblut“, lächelte die Oberin der Warmherzigen Schwestern. „Gibt nur recht acht, daß ihm kein Leib geschieht.“

„Ja, achtgeben kann man schon. Gestern wurde es ihm auf der Treppe schwindelig, und beinahe wäre er heruntergestürzt . . . Ich will auch jetzt schnell laufen.“

Schwester Andrea eilte wieder auf ihre „Großvater-Station“ zu ihrem siebzehnjährigen Sorgenkind. Sie kam gerade recht, wie der alte Mann im Gange taumelnd an der Wand lehnte. Er hatte wieder, wie so oftmals, auf der großen Landkarte, die im Gange hing, den Lauf des siegreichen Heeres verfolgt und all die Orte mit den kuriosen Namen aufgesucht, von denen die Zeitungen berichteten. Solange hatte er sich wohl die Augen blind gestarrt, bis ihn die Schwäche anwandelte. Schnell geleitete die Schwester Andrea den halb Bewußtlosen, ihn mehr tragend als führend, in das Zimmer und ließ ihn in den Sessel gleiten. Schwer sank er nieder, und Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. Besorgt fühlte sie einen Puls. Er war kaum zu spüren.

„Herzschwäche! Das kann ja nicht ausbleiben bei all den Aufregungen“, murmelte sie und wandte schnell die nötigen Mittel an.

Bald kam der Patient wieder zu sich.

„Über Großvater, was machen Sie mir für Streiche!“ schallt Schwester Andrea gutmütig. Sie nannte all ihre befährten Pflegerlinge „Großvater“, ob's nun ein greiser Jüngling oder ehrwürdiger Ehrenveteran war. „So ein tapferer, alter Krieger darf doch nicht ohnmächtig werden! Schließlich muß ich Sie ins Bett stecken! Ist's nun besser?“

Bewirrt blickte der alte Mann um sich. „Ja . . . ich . . . mir is ganz gut . . . bloß . . . ich . . . Schwester, wenn ich doch auch dabei wäre . . . wie 1870 . . . ah, ich wollt's ihner schon . . .“

„Ruhig, ruhig, Großvater“, beschwichtigte Schwester Andrea; „nicht soviel sprechen.“

„Wenn ich denn wenigstens helfen könnt', die Rheinbrück' hier mit zu bewachen, oder so'n Flieger herunter zu schießen . . . Ich hab' gelesen, einer von fünfundsiebzig Jahr, der steht noch Wache . . . und ich bin erst bloß siebzig!“

„Ja, Großvater, der ist wohl nicht so aufgeregt, wie Sie. Wer es geht auch ohne uns zwei. Wir beide helfen tüchtig bei, wie unser Kaiser gesagt hat, das ist auch was wert.“

Der Kranke war schon wieder zusammengesunken. Sein vorhin kaum wahrnehmbarer Puls slog jetzt schnell und unregelmäßig. Schleunigst brachte seine Pflegerin ihn zu Bett und setzte sich mit ihrer Nidarbeit zu ihm, denn allein lassen konnte man ihn nicht.

„Schwester . . . mein Kreuz . . .“ murmelte der Alte nach einer Weile und tastete über die Bettdecke.

„Wer ist es, Großvater.“ Sie legte ihm sein Eisernes Kreuz auf die Decke. Er wurde wieder munterer, streichelte zärtlich über das Ehrenzeichen und betrachtete es mit liebevollem Stolz.

„Bei Sedan, Schwester . . . da hab' ich's gekriegt.“

„Ja, ich weiß, Großvater Peters. Wie der Fähnrich neben Ihnen fiel und Sie ihm die Fahne aus der Hand nahmen und vorstürzten auf den Feind, und wie der in Verwirrung geriet.“

Die alten Augen leuchteten. „Ja, und unser Oberst hat es mir selbst angeheftet und hat gesagt, ich wäre ein braver Kerl! . . . Ja, und jetzt ist wieder Krieg!“

„Und wenn meine beiden Jüngens noch lebten, meine braven Jüngens, Schwester, die würden es sich jetzt auch verdienen! Der Hein und der Gerd, die würden jetzt fürs Vaterland kämpfen. Ach, meine armen Jungen . . .“

„Gott hat es so gewollt, Vater Peters. Die beiden Jüngens haben Sie ja auch schon fürs Vaterland hingegeben. Die sind schon den Helbentod gestorben . . . Aber nun müssen Sie auch ruhig einschlafen.“

Doch der Alte, dessen Erinnerungen einmal geweckt waren, konnte nicht schlafen, und Schwester Andrea mußte zuvor die hundertmal erzählte Geschichte wieder anhören, wie der Hein bei den Boxerunruhen in China vor Fort Taku, und der Gerd in Südafrika bei einem Aufstand der Herero gefallen sei.

„Fürs Vaterland, Schwester“, schloß er. „Aber ich wollt', sie wären jetzt noch dabei und könnten die verdünnschten Franzosen und Russen mit verhauen. Und besonders die falschen Engländer . . . so'n Verräter, so'n Heimtücker, so'n . . .“

Da hielt Schwester Andrea ihm den Löffel mit den Schlaftröpfchen an den Mund und bald war der alte Patriot entschlummert. Das Eiserne Kreuz hielt er noch mit den zitternden, zuckenden Fingern umklammert.

Kopfschüttelnd trug Schwester Andrea Höhe der Temperatur, Puls und Atmung, in die dafür bestimmten Tabellen ein. „Er reißt sich auf“, murmelte sie; „solche Stürme hält das kranke Herz nicht aus.“

Wer am folgenden Morgen stand der alte Mann hoch oben auf dem Balkon des dritten Stockes, wo man über die nächsten Häuser hinweg die Züge vorbeiröhlen sah. Hier war seit dem Tage der Kriegserklärung sein Standortquartier, denn von dieser Seite des Krankenhauses konnte man die nur wenige Minuten entfernt liegende Rheinbrücke überschauen.

In der ersten Mobilmachungswoche, als die großen Truppentransporte Tag und Nacht in endlosen Zügen über die Brücke donnerten und ratterten, war er kaum zu bewegen, zum Essen zu kommen.

Nein, er hatte keine Zeit! Er mußte die braven Jüngens sehen, die da unten vorüberfuhren, er mußte ihnen Abschiedsgrüße zuwinken. Gewöhnlich hielten die Züge vor der Brücke, um die Meldungen der Sicherheitswachen abzuwarten, denn die feindlichen Bombenwerfer hatten es auf diese wichtige Rheinbrücke abgesehen. Dann nahmen sie langsam und leuchtend die Steigung. So konnte der alte Peters alles gut sehen: die Tausende und Tausende aus allen Gauen des Reiches, die mit Begeisterung und Todesmut und Siegeszuversicht dem Feind entgegenfuhren, bereit, die heilige Heimaterde mit ihrem Blut zu verteidigen. Oft drang begeistertes Singen aus den Wagenabteilen, er sah weiße Tücher aus den Fenstern wehen, und dann winkte er selbst mit dem Taschentuche Abschiedsgrüße hinüber und rief und schrie, als ob die Soldaten ihn hören könnten:

„Mit Gott, Jüngens! Für König und Vaterland! Gebt's ihnen tüchtig, Jüngens! Verhaut mir besonders diese miserabligten Engländer, dreßt auf sie los! . . . Ah, könnt' ich nur mit! Aber meine Siebzig! Ich wollt's ihnen schon zeigen, den Lumpen . . .!“

Das ging so Tag für Tag. Dazwischen wurde nur noch die Zeitung gelesen, und alle Kriegsnachrichten wurden mit Heißhunger verschlungen. Schon vor dem Frühstück lauerte der alte Krieger im Gang herum, ob noch nicht die Schwester mit den Zeitungen die Treppe heraufkam, eher konnte er nichts essen. Und wenn die Glocken zum Siege läuteten, — und das geschah sehr oft, denn mit unseren braven Truppen ging's ja Schlag auf Schlag, — dann war Peters außer sich vor Freude, dann war er wie in einem Rausch.

Ja, er war gänzlich aus dem gewohnten Gleichgewicht gekommen, der alte Krieger.

Auch heute stand er wieder auf Posten, bei ihm ein paar andere alte Männer. Noch immer fuhren Züge mit Panzwehrmännern, dann mit Munition, schwerbeladen mit Geschützen, mit Kanonen, Maschinengewehren und allen möglichen Belagerungsgerätschaften. Vater Peters erklärte den anderen, die nicht gedient hatten, alles sachverständig und redete sich ganz in Eifer und Aufregung hinein.

Aber plötzlich frockte er und wurde bleich. Dort unten, da fuhren Wagen, hoch beladen, mit wasserdichten Decken überspannt, aber man sah an den Seiten doch die weiße Masse der Ladung, und die Räder und das ganze Holzwerk waren weiß bestäubt: es war Kalk! Kalk für die Massengräber! . . .

Born im Zug fuhren Tausende Landwehrmänner — und hier war schon der Kalk, der ihre erstarren, geschossenen Leichen decken sollte, wenn sie in Feindesland an der Todeswunde verblutet waren und in die tiefen Massengruben gesenkt wurden . . . Der alte Mann nahm seine Mütze ab und faltete die Hände — der Tod hatte ihn gegrüßt.

Schweigend ging er auf sein Zimmer, schweigend blieb er den ganzen Tag, und in der Nacht hatte er heftiges Fieber.

„Keine direkte Lebensgefahr“, sagte der Arzt, „aber bei dem Alter . . .“ Er zuckte die Achseln.

Und so fragte Schwester Andrea bei dem Kranken schonend an, ob er sich nicht „zur Vorsicht, für alle Fälle“ versehen lassen wolle.

Aber das nahm ihr der alte Mann gewaltig übel. „Was denken Sie, Schwester! Ich bin doch nit krank! Dat bisten Schwindel! Morgen steh ich auf. Ich muß doch noch erleben, dat sie Paris haben! Damals bin ich selbst dabei gewesen, aber jetzt will ich et wenigstens noch erleben.“

„Aber Großvater, deshalb sterben Sie doch nicht früher! Das ist doch nur zur Beruhigung. Es ist doch immer gut, wenn man sich an a'l's gefaßt macht!“

„Dat verstehen Sie nit, Schwester. Wenn man sich auf etwas gefaßt hat, kommt es auch. Du hab' ich doch damals mit dem Sarg gesehen, Schwester. Meine Annekathrin könnt' heut noch leben, wenn . . .“

„Ach Unsinn, Großvater! Schlagen Sie sich das doch aus dem Kopf. Kein Mensch stirbt eine Stunde früher, als Gott festgesetzt hat.“

Er brumnte etwas Undeutliches und schloß müde die Augen. Ja, die Sache mit der Annekathrin, seiner Frau, hatte ihm damals lange zu schaffen gemacht. Sie hatte nach dem Tode der beiden Söhne angefangen, zu kränkeln, lange Jahre hindurch. Und da auch er schon das Alter spürte, kamen die beiden Leuten überein, bei Gelegenheit ihr Besitztum zu verkaufen. Kinder hatten sie nicht mehr, wozu sich weiter abrackern? Peters war Schreiner, das Geschäft mit Kundschaft, Haus und Garten mußte eine hübsche Summe bringen, davon konnten sie bei ihren bescheidenen Ansprüchen in ein paar ausbedungenen Zimmerchen des Hauses in Frieden und Ruhe ihre letzten Jahre verleben.

(Schluß folgt.)